

ZUM GEGENWÄRTIGEN INTERESSE AN EINEM ERWEITERTEN KULTURBEGRIFF

Wie gefährdet das Selbstbewußtsein der Empirischen Kulturwissenschaft, wie unabgeschlossen ihre Vergangenheitsbewältigung in einigen Fragen auch immer noch sein mögen: in einem Punkt sind sich doch viele Vertreter des Fachs sicher, an der Spitze des wissenschaftlichen Fortschritts mitzumarschieren. Dieser Punkt ist das Befürworten und Praktizieren eines erweiterten Kulturbegriffs. Mit Verve wird von EKWlern immer wieder Kritik an der "bildungsbürgerlichen", der "deutschen" Tradition geübt, Kultur mit einer gesellschaftsabgehobenen Sphäre des Guten, Wahren und Schönen gleichzusetzen und Kultur geflissentlich von Zivilisation zu trennen. Doch je länger je mehr zeigt sich die Notwendigkeit, nicht bei den "antielitären", "antiidealistischen" oder "gesellschaftsbezogenen" Implikaten einer solchen Erweiterung stehenzubleiben und den Weherufen von Traditionalisten, hier habe materialistischer Soziologismus, ja Marxismus seinen Einzug gehalten, nicht mehr zu glauben. Es ist kaum mehr zu übersehen, daß der erweiterte Kulturbegriff in seiner allgemeinen Form noch ein recht vieldeutiges Gebilde darstellt.

Zunächst bedeutet ja die Erweiterung des Kulturbegriffs, daß Kultur nicht nur als Ansammlung von "Geistesgütern" interpretiert, sondern auch in den Verhaltensnormen und Verhaltensweisen des Alltags aufgesucht wird: letztlich kann die Frage nach der Kultur des Menschen überhaupt als die Frage danach verstanden werden, "wie der ganze Mensch lebt": Kulturwissenschaft also als Analyse der sozialen Produkte, Verhältnisse und Denkformen, die in die individuelle Lebensweise eingehen und aus ihr entspringen. Damit ist nun zwar erkannt, daß sich Persönlichkeitsbildung und -äußerung nicht bloß im geistigen Tätigsein und in gesellschaftlichen Sonderbereichen, sondern auch und wesentlich im alltagspraktischen Handeln abspielen; diese Erkenntnis bliebe aber auf einer Ebene der Beschreibung, die sich auf eine immanente Analyse des Funktionszusammenhangs materieller und ideel-

ler Kulturfaktoren beschränken könnte. Kulturwissenschaft wäre so weit noch nichts anderes als Darstellung von Zusammenhängen, die nicht der Natur, sondern dem gesellschaftlichen Leben zukommen, ohne daß über die Möglichkeit oder gar die Notwendigkeit der bewußten Veränderung dieser Zusammenhänge etwas gesagt sein müßte. — Aber auch das Vorhandensein wertender Komponenten im erweiterten Kulturbegriff läßt noch Spielraum für die verschiedensten - und eben auch für problematische - Intentionen. So läßt sich z. B. behaupten, der enge Kulturbegriff basiere auf der elitären Verachtung von Bedürfnissen, Verhaltensweisen und Meinungen des "Mannes von der Straße". Demgegenüber sei es nötig, auch die heutige Massenkultur - die Industriekultur wie die Kulturindustrie - vorurteilsfrei als zeitgemäßen Ausdruck menschlicher Bedürfnisse, mithin als Kultur in einem nicht nur analytischen, sondern auch positiven Sinn anzuerkennen. Der Pferdefuß einer solchen scheinbar schon demokratischen Kulturauffassung ist häufig, daß mit ihr gar nicht elitekritische Auffassungen oder nicht berücksichtigte Bedürfnisse, sondern gerade die antiaufklärerischen und persönlichkeitszerstörenden Formen verteidigt werden sollen, in denen das Kulturangebot oft Massenbedürfnisse befriedigt. Überdies verwandelt sich die berechnete Polemik gegen die Entgegensetzung von Kultur und industrieller Zivilisation hier unter der Hand in die Apologie der heutigen Nutzungsformen des industriellen Fortschritts. Durch die Identifikation von kapitalistischer Industriegesellschaft und Industriegesellschaft überhaupt wird Kritikern der heutigen Massenkultur nur die Wahl zwischen der Dummheit, das Kind mit dem Bade, die Bosch-Elektronik mit dem Bosch-Konzern auszuschütten, und dem Zugeständnis gelassen, die erweiterten technisch-industriellen Möglichkeiten in unserer Gesellschaft seien per se schon Fortschritte der Lebensweise.

Eine kritische Kulturwissenschaft wird sich demgegenüber weder auf eine sowohl analytisch wie vom Erkenntnisinteresse her noch äußerst multifunktionale Ausdehnung ihres Untersuchungsgebiets beschränken noch auf eine bloße Änderung ihrer Wertmaßstäbe einlassen, sondern die Erweiterung ihres Untersuchungsgebiets in der Intention vornehmen, immer mehr Aspekte der Lebensweise - Alltagsdenken, politischen, beruflichen Alltag - im positiven Sinn "kulturvoll" zu machen: das heißt, letztlich keinen Praxisbereich von dem Anspruch zu dispensieren, sich so zu organisieren, daß er Substrat und Handlungsfeld der freien und vielseitigen Entfaltung der Individuen als dem Selbstzweck der Gesellschaftsgeschichte zu werden vermag. Der hierbei zugrundegelegte Kulturbegriff ist demnach, wie der Gebrauch des Worts Kultur im Alltagsgebrauch, doppeldeutig. Er meint zum einen, zunächst durchaus neutral, mit Kultur alles, was nicht Natur ist. Zum andern aber bewertet er seinen Gegenstand als positiv und engt dadurch das von ihm bezeichnete Feld wieder ein. Doch dieses Changieren ist nicht einfach als "logisch unbefriedigend" zu bezeichnen. Es ist kein bloßes Sprach- oder Denkproblem, sondern hat sein fundamentum in re. Grundlage aller Kultur ist die Verwirklichung subjektiver Zwecke in der Außenwelt, ist die gegenständliche gesellschaftliche Tätigkeit: sie ver menschlicht zum einen zunehmend die natürliche Welt, bereichert zum andern das Subjekt dieser Veränderung um die dabei angeeigneten Mit-

tel, Fähigkeiten und sozialen Beziehungen. Gleichzeitig ist jedoch diese Selbstproduktion des Menschen in der bisherigen Geschichte widersprüchlich: die materielle Arbeit, historische wie strukturelle Basis der Kulturentwicklung, ist in den meisten Fällen "gegensätzliche Arbeit" gewesen: sie ist in der anarchischen und klassengeteilten Gesellschaftsorganisation zugleich schöpferisch und unfrei, persönlichkeitsbildend und persönlichkeitszerstörend. Der bisherige Fortschritt ist janusköpfig: der Natur zwar zunehmend Kultur, Raum menschlicher Entfaltung abringend, bildete er doch einen sekundären Naturzwang innerhalb der Gesellschaft aus, eine Kluft zwischen menschlicher und humaner Kultur, die nicht durch nomenklatorische Kniffe, sondern nur real überwindbar ist. Deshalb kann auch der bisherige eingeeugte Kulturbegriff nicht bloß als Denkfehler abgetan werden: Zum einen zeigt er zwar gewiß die Ignoranz und Überheblichkeit der herrschenden Gesellschaftsgruppen dem Alltag der Bevölkerungsmehrheit und der Bedeutung von deren Arbeit gegenüber. Zum andern bildet er aber doch - wenn auch in verzerrter Form - die Erkenntnis ab, daß aus dem Fortschritt der Naturbeherrschung noch kein genereller Fortschritt zur Humanität geworden ist.

Hier und heute mit der Ausdehnung des Kulturbegriffs zugleich die Ausdehnung von Kultur als Ausdehnung bewußter Verfügung über Natur und Gesellschaft zur Wohlfahrt der Individuen zu fordern, ist selbst ein Ergebnis dieser beschriebenen historischen Entwicklung; es ist kein bloßer moralischer Appell, sondern die Konsequenz aus der zunehmenden Notwendigkeit solcher Humanisierung, wenn überhaupt unsere Existenz auf heutiger Stufe gesichert werden soU, sowie der Reflex auf die durch die wissenschaftlich-technische Entwicklung bereitgestellte Möglichkeit, diese Humanisierung in allen gesellschaftlichen Bereichen zu vollziehen.

+

Nun werden Forderungen nach einer realen Erweiterung der Kultur, einer verbesserten der "kulturellen Infrastruktur" unserer Gesellschaft bis hin zu einer Verbisserung "Lebensqualität" insgesamt, seit einigen Jahren auch von einer Reihe von Politikern und Kulturpolitikern vorgetragen. Es handelt sich dabei keineswegs nur um Wahlkampfparolen, die sich verbal den wachsenden Bevölkerungswünschen anpassen. Entschiedene Eingriffe in kulturelle Institutionen sind vielmehr notwendig, um z. B. die Aus- und Weiterbildung von Arbeitskräften den sich wandelnden Bedürfnissen des Arbeitsmarkts anzupassen; und die Kluft zwischen gestiegenen Reproduktionsbedürfnissen und unzureichenden, ja verschlechterten Reproduktionsmöglichkeiten - man denke an die wachsende Stadtzerstörung - darf sich auch im gesamtkapitalistischen Interesse nicht beliebig vergrößern. Überdies vermischen sich in den Programmen zur Kulturreform Bemühungen, die Lebensqualität an die Entwicklungsbedürfnisse der heutigen Produktionsweise anzupassen, mit Interessen, welche eine an der Lebensqualität orientierte Produktionsweise anstreben. Allerdings muß natür-

lich auch dort, wo diese letzteren Intentionen federführend sind, danach gefragt werden, ob die ihnen zugrundeliegende Analyse und folglich die vorgeschlagenen Remedien realistisch sind.

Eine wesentliche Rolle in dieser Reformdiskussion spielen die Entwürfe zu einer kommunalen "Soziokultur". Obwohl sie sich auf einen begrenzten Problembereich beziehen, sind sie doch ihrer Denkweise nach von übergreifender Bedeutung. Konzeptiv tätig bei diesen Reformplänen zur kommunalen Kulturpolitik waren insbesondere die sozialliberalen Kulturdezernenten einiger Großstädte. Auskunft über die dabei verfolgten Ziele geben Publikationen wie die von Hilmar Hoffmann herausgegebenen "Perspektiven der kommunalen Kulturpolitik" (Ffm. 1974); die von Olaf Schwencke u. a. vorgetragenen "Plädoyers für eine neue Kulturpolitik" oder Hermann Glasers und Karl Heinz Stahls "Die Wiedergewinnung des Ästhetischen. Perspektiven und Modelle einer neuen Soziokultur" (beide München 1974). Tendenzen der hier verfolgten Reform fanden auch Eingang in regionale und überregionale Parteiprogramme; erinnert sei - der lokalen Nähe wegen - an die Broschüre "Für eine soziale Kultur in Stuttgart", welche die dortige SPD-Gemeinderatsfraktion im März 1975 herausgab. Die maßgeblichen Vertreter dieser Reformrichtung haben sich vor einem halben Jahr in der "Kulturpolitischen Gesellschaft" zusammengefunden, die der Zusammenarbeit von Wissenschaftlern, Politikern und Kulturpraktikern dienen will und bereits ein Organ "Zeitschrift für Kulturpolitik" avisiert hat.

Will man die Haupttendenzen des "Soziokultur"-Programms skizzieren, kann man vielleicht mit einer zentralen Passage aus der Satzung der genannten Gesellschaft beginnen. Dort heißt es: "Es ist Aufgabe und Zweckbestimmung der Gesellschaft, alle Bestrebungen zu fördern, welche auf der Basis des Grundgesetzes, sonderlich des Art. 5 GG i. V. m. Art. 20 GG, geeignet sind, den Prozeß der kulturellen Demokratisierung voranzutreiben, d.h. insbesondere 1. die überlieferte Trennung zwischen der scheinbar unpolitischen und ästhetisch-intellektuellen Welt des Geistes und den Realitäten des Alltags überwinden helfen, 2. der Entfaltung und Entwicklung der sozialen, kommunikativen und ästhetischen Möglichkeiten und Bedürfnisse aller Bürger dienen und die aktive Beteiligung aller Schichten der Bevölkerung am kulturellen Leben gewährleisten ..."

In der bisherigen Diskussion wurde dies meist so verstanden, daß zum einen der finanzielle und räumliche Zugang zur Kunst erleichtert werden solle; zum andern geht es um die Förderung einer inhaltlich alltagsnäheren Kultur: nicht die Erziehung zur Kunst, sondern die Erziehung durch Kunst, mithin eine lebenspraktisch-nutzbare künstlerische und ästhetische Kultur werden gefordert. Das bedeutet aber zugleich eine Kritik an bloßer Profikunst für Zuschauer und ein Votum für die Unterstützung von Laienkunst, Geselligkeit und erholungsorientierte Kultur, wobei dann kulturelle bewußt in freizeitkulturelle und auch sozialpädagogische Arbeit übergehen soll.

Die positiven Möglichkeiten dieses Programms brauchen nicht eigens betont zu werden. Problematisch ist nun allerdings die Funktionsbestimmung, die in einigen Reformkonzeptionen dieser Demokratisierung und Pragmatisierung des herkömmlichen Kulturangebots gegeben wird. "Die Zweckhaftigkeit von Profitopolis", schreibt z. B. Hermann Glaser, "hat zur Sinnlosigkeit von Megalopolis geführt .. . Kulturpolitik kann helfen, das Leben in der Stadt (und auch in der Provinz) wirtlicher zu machen". Noch verkürzter proklamiert der Regensburger Kulturdezernent Bernd Meyer: "Gewinnung der gesamten Stadt als 'Kulturlandschaft' durch Dezentralisierung und Mobilität des Kulturangebots."

Die Gefahr ist deutlich: Die potentielle Zerstörung der Stadtkultur wird gesehen, aber nicht einer - politischen veränderbaren - spezifischen Ökonomie, nämlich der kapitalistischen, sondern Gesetzen der Ökonomie und Zweckhaftigkeit überhaupt angelastet. Es bleibt also als vorrangige, wenn nicht einzige Möglichkeit eine Orientierung auf Stadtkultur als räumliches oder zeitliches Intermezzo, auf "ökologische Nischen" oder auf Stadtfeste.

Eine ähnlich problematische Tendenz findet sich im gesellschaftspolitischen Selbstverständnis der städtischen Freizeitpolitik überhaupt. So heißt es in der schon zitierten Regensburger Rede: "Wenn man die Inhumanität der Arbeitswelt und die Entfremdung des Individuums durch Arbeitsteilung und Arbeitserlegung nicht nur als Ergebnis eines Ausbeutungsprozesses in einem bestimmten gesellschaftlichen System, sondern als Problem der hochindustrialisierten Massengesellschaft überhaupt versteht, das nur langsam und wohl auch nur teilweise durch eine Veränderung der Arbeitswelt behoben werden kann, so stellt sich die gesellschaftspolitisch wichtige Aufgabe, im Freizeitbereich kompensatorisches Verhalten zu ermöglichen, das neue Chancen der Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsbildung bietet. Kunst und Kultur spielen dabei eine bedeutende Rolle."

Hierzu ist einmal zu sagen, daß die Freizeit Chancen in der Stadt bei bloß "nischenhaft" restituiert Stadtkultur beschränkt bleiben müssen. Darüberhinaus aber erhält man durch solche Aussagen wie die Meyers den Eindruck, als hätten die ständigen Breitseiten der Soziokulturellen gegen eine "alltagsentobene, innerliche Weihekultur" und dergleichen nur den Zweck, eine kaum einer Gesellschaftsgruppe mehr verkäufliche Art der weltflüchtigen Kompensation durch eine Effektivität, da dem AÜtag wie der Vorsozialisation der Bevölkerungsmehrheit nahtloser aufsitzende Kompensation in sekundären Handlungsbereichen zu ersetzen. Hierzu würden denn auch die schon mehrfach - etwa von Dieter Kramer - erhobenen Vorwürfe passen, die neue Soziokultur wolle nicht einfach die herkömmlichen klassischen Kunstformen demokratischer und lebensbezogener Verwendung zuführen und durch aktionsförmige Spiel- und Freizeitkultur ergänzen, sondern überhaupt Kunst als spezifische Form gesellschaftlicher Erkenntnis und also potentiell kritisches Medium zurückdrängen. Zitiert wird dabei

wiederum Hermann Glaser, der schrieb: "Soziokultur heißt weder Agitation noch Ideologisierung. Soziokultur ist der Versuch, vorrangig, neben anderen Aspekten, Kunst als Kommunikationsmedium zu begreifen - als eine und zwar sehr gewichtige Möglichkeit, die plurale (und damit auch in vielfältige Einzelinteressen, Interessenkonflikte, Verständigungsbarrieren zerklüftete) Gesellschaft auf der "kommunikativen Ebene" zusammenzubringen. Kunst vermittelt dabei weniger Inhalte für Kommunikation (wohl auch diese); sie stellt vielmehr kommunikative Strukturen bereit."

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß hier Tendenzen zu einer Erweiterung der Stadtkultur zur Kommunikationskultur anklingen, die zugleich eine Verengung der Kultur, nämlich ein Ersetzen "eingreifenden Denkens" (Brecht) durch zweckfreie und eben dadurch verdeckt zweckvolle Freiübungen der "ganzen Stadtfamilie", bedeuten könnten.

Nun läßt sich aber nicht behaupten, die genannten Reformkonzeptionen gehorchten insgesamt einem Trend zu neokompensativen Strategien. Dagegen sprechen ganz manifest die mannigfaltigen Vorschläge der zitierten Autoren zur Einübung von emanzipativem Denken und Handeln, zur Kreativität und Kritikbereitschaft - Fähigkeiten, die durchaus nicht auf den prekären Freiraum Freizeit beschränkt bleiben, sondern in die gesamte Alltagspraxis - hierbei ist manchmal auch explizit von der Arbeitswelt die Rede - transferiert werden sollen. Auch solche Verlautbarungen müssen freilich näher untersucht werden. Dabei zeigt sich z. B. häufig ein Hang zur instrumentellen Verkürzung von Kreativität: diese wird mit formale Fertigkeiten Wahrnehmungsfähigkeit und Innovationsbereitschaft gleichgesetzt, wie sie heute auch von abhängig Arbeitenden zunehmend verlangt werden, ohne daß diese Fertigkeiten über das flexible Ausfüllen vorgegebener Zwecke hinausgehen müßten. Andererseits bedeutet der Verzicht auf eine inhaltliche Füllung des Kreativitätsbegriffs in der kommunalen Kulturarbeit zugleich die Chance für deren Adressaten, Kreativität selbst zu definieren: ihre Prädisposition, nicht die unter Umständen fragwürdige Intention des Anbieters kann sich bei den geplanten "offenen Kulturangeboten" letztlich durchsetzen. Ein bekanntes Beispiel dafür ist der Verlauf des Städtefestivals "urbs 71", das bezeichnenderweise dann nicht, wie an sich geplant, wiederholt wurde.

Die ideologiekritische Analyse des öffentlich-freizeitkulturellen Programms sollte also nicht überzogen werden. Dringlich ist jedoch eine Diskussion des Stellenwerts, den eine Kulturarbeit, wie sie von den Soziokultur-Vertretern propagiert wird, gesellschaftspolitisch haben kann. Dabei fällt auf, daß bei denjenigen Konzeptionen, die entschieden für das Praktischwerden einer kritischen ideellen Kultur und entsprechend das Kulturwerden der Praxis votieren, Zielprojektion und vorgeschlagene Verwirklichungsmaßnahmen oft merkwürdig auseinanderklaffen. Man ist hier an Freizeitler erinnert, die in Tenniskleidung zum Gipfelsturm aufbrechen - und denen man voraussagen kann, daß sie es dann doch nur bis zum Waldcafé schaffen werden.

Damit ist zum einen die Frage der für die kommunale Soziokulturpolitik verfügbaren Mittel angesprochen. An den meisten Reformvorschlägen erstaunt, wieviel von einer Umverteilung des bisherigen Kultur-etats von den eher klassischen auf die kommunikationsorientierten Angebote und wie wenig von einer Erhöhung dieser Etats, ja der kommunalen Etats insgesamt die Rede ist: ohne eine solche Erhöhung aber muß die Rede von den eminenten Emanzipationschancen durch reformierte kommunale Kulturarbeit Gerede bleiben. Auch das Programm einer bloßen Ergänzung des kommerziellen Kulturangebots durch das öffentlich-kommunale bleibt dann angesichts der überragenden kulturprägenden Rolle der privatkapitalistischen, also nicht in ein kulturpolitisches Konzept integrierbaren Kulturindustrie zu defensiv.

Aber nicht nur, daß die Zwecke und die materiellen Mittel auseinanderzuklaffen drohen: auch die bei vielen Autoren durchscheinende Hoffnung auf freizeitkulturelle Öffentlichkeitsarbeit als Königsweg zu emanzipativem Verhalten sollte deutlich relativiert werden. Das Problem zeigt sich auf der analytischen Ebene dort, wo die soziale Praxis der Bevölkerungsmehrheit in entfremdete Arbeit hier, Freizeit dort unterteilt wird. Die isolierende und apathisierende Wirkung der Arbeitswelt, so folgert man dann, müsse demnach von einem freizeitkulturellen Angebot gekontert werden. Das Kommunikationszentrum, der Freizeitanimateur hätten die Aufgabe, aus versprengten Freizeitlern eine Freizeitgemeinschaft zu machen; sie soll Impulse entwickeln, die fruchtbar in den Alltag zurückwirken könnten. Dies - hier überspitzt vorgebragene - Modell übersieht, daß aus der Situation in der Arbeitswelt bereits Interessenidentitäten und auch Interessenorganisationen, wie etwa die Gewerkschaften, resultieren. Damit aber bietet sich die Möglichkeit einer apriori mit der Wahrnehmung von kompakten Lebensinteressen befaßten Bildungs- und Kulturarbeit in der Freizeit, die ihre Adressaten nicht als Freizeitler oder auch als Träger verschiedener kultureller Einzelinteressen zusammensucht. Eine solche Kulturarbeit ist denn auch nicht in der ständigen Gefahr, emanzipative Fähigkeiten durch kulturelles Bearbeiten von Individuen in "Freiräumen" anziehen zu wollen, sondern kann, individuelle und soziale Emanzipation von vornherein verbindend, kulturelle Fähigkeiten auf dem erfolgversprechendsten Wege, nämlich als Mittel und Folge praktischer Interessenvertretung heranbilden.

Damit sind Notwendigkeit und Möglichkeiten öffentlich-freizeitkultureller Arbeit nicht bestritten, sondern Hypostasierungen infragegestellt und interessenorientierte Kulturangebote im Problemfeld diskutiert. Die meisten Vertreter kommunaler Kulturreform machen im übrigen auch nicht den Eindruck, als verträten sie bereits fertige Konzepte oder wollten bei ihren ersten Programmatiken ausruhen. Entsprechend versteht sich auch dieser primär kritische Beitrag nicht als Ausdruck skeptischer Distanz, sondern als Mithilfe dabei, dem guten Willen Arme und Beine zu geben.

Bernd Jürgen Warneken